

Wolfgang Schenkel, Göttingen

1. Über die Strategie zur Erschließung des Meroitischen

Es ist mir gleich, was für Methoden ein Philosoph (oder irgend jemand anderer) benützt, solange er ein interessantes Problem hat und solange er ernstlich versucht, es zu lösen.

K. R. Popper

Die Erfahrungswissenschaften – also auch die Linguistik – sind Theoriensysteme. Wissenschaftliche Theorien sind allgemeine Sätze. Theorien sind Netze, die wir auswerfen, um „die Welt“ einzufangen, – sie zu rationalisieren, zu erklären und zu beherrschen (Popper 1971, 31).

Die Tätigkeit des wissenschaftlichen Forschers besteht darin, Sätze oder Systeme von Sätzen aufzustellen und systematisch zu überprüfen (Popper 1971, 3).

Theorien zu entwerfen, ist eines; sie zu überprüfen, d. h. sie einem Falsifizierungsversuch zu unterwerfen, in dem sie sich – bei positivem Ausgang des Experiments – bewähren können, ist ein anderes.

Forschungsergebnisse und damit Theorien entstehen zwar selten zufällig, sondern im allgemeinen durch gezieltes Vorgehen. Auf welche Weise jedoch die „schöpferische Intuition“ eine Theorie findet, ist im Prinzip gleichgültig; eine Theorie kann durchaus auf spekulativen, irrationalen, metaphysischen Gedankengängen beruhen (Popper 1971, 6f.; 13). In wieweit mit Aufdeckungsverfahren (discovery procedures) ein Erfolg erzwungen werden kann, ist, unbeschadet ihres bisweilen unschätzbaren Wertes, durchaus zweifelhaft.

Die Überprüfung einer Theorie durch Falsifizierungsversuche dagegen ist ein streng rationales Verfahren: Aus der vorläufig unbegründeten Antizipation, dem Einfall, der Hypothese, dem theoretischen System, werden auf logisch-deduktivem Weg Folgerungen abgeleitet; diese führen entweder zu inneren Widersprüchen oder zu Widersprüchen mit den Sachverhalten, die die Theorie erklären soll, – in diesem Fall ist die Theorie falsifiziert – oder aber sie führen nicht zu solchen Widersprüchen – in diesem Fall hat sich die Theorie – vorläufig – bewährt (Popper 1971, 7f.; 223).

Diese kurze Charakterisierung der Methodik wissenschaftlichen Forschens, wie sie sich bei K. R. Popper (Popper 1971) darstellt, sei als methodologische Antithese der vorliegenden Arbeit F. Hintzes entgegenstellt, einer Arbeit, die auf weiten Strecken – programmatisch in den einleitenden Absätzen des Vorworts, durch ständige Rückversicherung bei der Methode in der Durchführung – einem Methodenbrevier in meroitischer Linguistik gleichkommt und die ausdrücklich zur Diskussion theoretischer und methodologischer Fragen auffordert (Vorwort, S. 11).

F. Hintze nennt drei Methoden, die der Untersuchung des Meroitischen zugrunde gelegt werden können:

- die philologische Methode,
- die komparative Methode,
- die strukturanalytische Methode (I.4.1.).

Ohne den Wert der philologischen Methode zu verkennen und ohne die komparative Methode – nach Lage der Dinge derzeit zweifellos die problematischste – völlig zu desavouieren, spricht er sich mit Entschiedenheit dafür aus, der strukturanalytischen Methode den Vorrang einzuräumen (Einleitung S. 20). Begründet wird diese Entscheidung vor allem damit, daß die strukturanalytische Methode das voraussetzungsloseste Verfahren unter den dreien sei – sie setze nur die Texte der Sprache voraus –, daß dagegen, um das andere Extrem zu nennen, die komparative Methode einfach schon deshalb schwer anzuwenden sei, weil die Verwandtschaftsverhältnisse des Meroitischen noch ungeklärt seien.

Nun ist dies nicht der Ort, das Problem der Anwendung induktiver oder deduktiver Methoden in der Linguistik zu diskutieren, das in der Konfrontation der von F. Hintze favorisierten primär induktiven strukturanalytischen Methode und der durch K. R. Popper hier vertretenen deduktiven Methode gesetzt ist.¹ Wichtig erscheint mir allerdings, die Beschränkung auf primär induktive strukturanalytische Methoden aufzugeben und primär deduktive Methoden ausdrücklich in die engere Wahl zu ziehen, und zwar nicht zuletzt auch aus sehr pragmatischen Erwägungen: Wie mir scheint, haben primär deduktive Methoden eine nicht zu vernachlässigende Rolle in der Erforschung des Meroitischen seit F. Ll. Griffith entscheidenden Entdeckungen gespielt, zweitens haben sie für die vorliegende Untersuchung F. Hintzes eine erhebliche Bedeutung; woraus man dann schließen sollte, daß sie nach den bisherigen Erfolgen auch eine geeignete Basis für die künftige Forschungsstrategie bilden könnten.

Wie man darüber auch urteilen mag, ob es theoretisch möglich ist, mit der strukturanalytischen Methode allein die Strukturen einer Sprache zu bestimmen, oder ob dies, falls es theoretisch möglich ist, eine ökonomische Vorgehensweise ist, die Praxis der Erschließung des Meroitischen hat bis zum heutigen Zeitpunkt gezeigt, daß neben der mehr oder minder verdeckt angewandten strukturanalytischen Methode stets der philologischen Methode eine Schlüsselfunktion zukam. Daß dies bei F. Ll. Griffith in hohem Maß der Fall war, bedarf keines besonderen Nachweises: Die Entzifferung der Schrift und die ersten Einsichten in die Struktur der Texte basieren auf der korrekten Bestimmung kleinerer Teile des in meroitischen Texten behandelten „Wirklichkeitsausschnitts“, der sich besonders durch den Zusammenhang mit bekannten Elementen der altägyptischen Kultur bestimmen ließ. Sicher haben auch die Nachfolger primär philologisch¹ gearbeitet.

Was F. Hintzes eigenes Vorgehen, zumal in der vorliegenden Abhandlung, anlangt, so ergibt sich bei genauerem Zusehen, daß auch hier im allgemeinen die strukturanalytische Methode erst dann angewandt wird, wenn mit Hilfe der philologischen Methode oder auf andere, nicht immer näher bezeichnbare Weise ein hypothetischer Ansatz gewonnen worden ist. Jedenfalls ist dies in größerem Ausmaß der Fall, als das nach F. Hintzes eigener Einschätzung der Fall sein sollte; dies dürfte gelten, obwohl F. Hintze durchaus bewußt die philologische Methode anwendet und sogar in gewissem Umfang ihre Unersetzbarkeit anerkennt.²

Daß F. Hintze entgegen seinen einleitenden Absätzen des Vorworts seine Hypothesen oft nicht mit der strukturanalytischen Methode gewinnt, sondern nur seine größtenteils auf anderem Weg gewonnenen Hypothesen mit Hilfe der struktur-

analytischen Methode zu bewähren sucht, steht bisweilen ausdrücklich im Text. So will er in III. 4.1. „einfach eine Annahme zugrundelegen und prüfen, ob . . . [die Befunde] mit dieser Annahme verträglich sind“. Natürlich ist die Annahme nicht willkürlich gemacht; u. a. nutzt sie die Erfahrungen aus, die früher schon N. Millet und A. Heyler mit einer ähnlichen Hypothese gesammelt haben.

Aber auch sonst läßt sich diese Vorgehensweise erkennen, auch wenn sie durch einen dem widersprechenden Aufbau des Beweisgangs überdeckt ist. Instruktiv ist z. B. die Behandlung des „Artikels“ *-li* in „Genitiv“-Verbindungen (II. 3; II. 6.3.). Entgegen dem Anschein, den der Aufbau des Beweisgangs suggeriert, werden strukturanalytische Techniken nicht zur Gewinnung der Hypothese benutzt, sondern nur zu ihrer schrittweisen Überprüfung. Von vornherein werden semantische – mit Hilfe der philologischen Methode gewonnene – Informationen benutzt, z. B. die Bedeutungen von Wörtern wie *qore* „König“, *ktke* „Kandake“, Götternamen. Dabei ist es uninteressant, ob man sich für die lexikalischen Bedeutungen oder nur für die grammatischen Bedeutungen (N^d) interessiert. Weder die eine Art von Bedeutungen noch die andere wurde mit strukturanalytischer Methode gewonnen. Eigentlich hätten die Ausführungen zu den semantischen Klassen der in die „Genitiv“-Verbindung eintretenden Wörter, die erst als eine Art Exkurs in II. 6.3. stehen, an den Anfang gestellt werden müssen, da sie den Kern der Hypothese enthalten. Man muß nämlich, um die Ausführungen in II. 3., besonders 3.1.–3.4. überhaupt akzeptieren zu können, II. 6.3. schon kennen. Solange nämlich über die semantische Klassifizierung der als N_1 stehenden Wörter nichts gesagt wird, kann es ja immer noch Zufall sein, daß *-li* in Abhängigkeit davon steht, ob als N_2 ein N_2^d oder ein N_2^{-d} steht. Es könnte ja sein, daß N_2 selbst wieder in Abhängigkeit von N_1 steht oder nicht steht, u. a. m. Auf der Basis der in II. 6.3. ausgebreiteten Hypothese sind dann allerdings die Ausführungen in II. 3. methodisch überzeugend, nämlich als strukturanalytische Falsifizierungsversuche, oder wohl besser: als Bewährungsproben der Hypothese.

Daß F. Hintze in II. im wesentlichen ohne weitere Vorbereitungen – wichtige Ausnahme: die grade genannten Ausführungen zum „Artikel“ – mit strukturanalytischen Operationen beginnen kann, liegt daran, daß die zu testenden Hypothesen bereits existieren, niedergelegt im wesentlichen schon in der früheren Arbeit F. Hintzes über die Struktur der Deskriptionssätze (Hintze 1963). Mit den strukturanalytischen Verfahren wird überprüft, ob die hypothetischen grammatischen Strukturen geeignet sind, eine hinreichend große Zahl von Belegen zu erklären.

Diese drei Beispiele mögen als Illustration der angewandten Methode genügen. In allen diesen Fällen ist das methodische Vorgehen – auch wenn es nicht den ausdrücklichen Forderungen F. Hintzes entspricht – durchaus überzeugend. Dagegen scheinen mir gerade die Fälle, in denen am deutlichsten ein primär induktives strukturanalytisches Vorgehen zu erkennen ist, bei der Frage etwa der Identifikation der drei Morpheme *-li₁*, *-li₂* und *-li₃* und der beiden Morpheme *-s₁* und *-s₂*, unter dem Gesichtspunkt der Wählbarkeit der anzuwendenden Methode die Schlußfolgerungen nicht als durchaus notwendig (siehe dazu unten 2.2.).

So viel zur Schlüsselstellung der philologischen Methode bei der Gewinnung von Hypothesen bzw. Theorien. Eine andere Methode, die in der bisherigen Erforschung des Meroitischen eine wichtige Rolle gespielt hat, ist die historische Methode: die Klärung eines Problems mittels rationaler Diskussion der früher zu einem Problem vorgeschlagenen Lösungen (Popper 1971, XVf.; XXI). Nicht zuletzt den mit Hilfe

dieser Methode gewonnenen Resultaten (Hintze 1955) hat die Erforschung der meroitischen Sprache in den letzten beiden Jahrzehnten entscheidende Impulse zu verdanken.

Schließlich sei noch ein gutes Wort für die komparative Methode eingelegt: Hypothesen und Theorien können, obwohl sie unter der Voraussetzung einer tatsächlich nicht vorhandenen Verwandtschaft mit Hilfe der komparativen Methode zustandekommen, trotzdem sich bewähren. Selbstverständlich kann man über die Erfolgsaussichten geteilter Meinung sein. Aber hat nicht die Erforschung der meroitischen Sprache trotz aller begangenen Irrtümer und trotz der fortdauernden Unsicherheit der tatsächlichen Verwandtschaftsverhältnisse z. B. bei F. Ll. Griffith wichtige Impulse erhalten durch die Annahme einer Verwandtschaft mit dem Nubischen? Immerhin konnte man bisweilen auf diese Weise Fragen an das Material formulieren, die zu – wenigstens vorläufig bewährten – Hypothesen über die Struktur der meroitischen Sprache führten.

Darüber, daß nach und nach alle meroitischen Texte dem Verständnis erschlossen werden sollen und daß mit der Zeit eine meroitische Grammatik gewonnen werden soll, die möglichst alle in den Texten belegten grammatischen Elemente erklärt, dürfte es keine Meinungsverschiedenheiten geben. Welche Strategie man dagegen, um zu diesem Ziel zu gelangen, wählen soll, ist noch kontrovers. Auf jeden Fall scheint mir dies sicher zu sein: Man darf bei der Erschließung weiterer Textgruppen über die jetzt relativ gut verständlichen Textgattungen wie besonders die Totentexte hinaus nicht gleich mit Ergebnissen von der Gültigkeit rechnen, wie sie bei den Totentexten nach über fünfzigjährigem, mehrfach wiederaufgenommenem Studium vorliegen. Es sind da grobe vorläufige Sondierungen erforderlich. Das mag für den, der eine Sondierung auf sich nimmt und tentative Hypothesen aufstellt, letztlich nicht sehr befriedigend sein. Es ist sicher sehr viel angenehmer, die letzten Schritte zu vollziehen und mit gültigen Theorien hervortreten. Aber die undankbare Kärnerarbeit der Hypothesenbildung läßt sich höchstens für den einzelnen umgehen, geleistet werden muß sie doch. Ideal wäre natürlich, daß man bei allen Versuchen sofort, noch vor der Veröffentlichung, an den Hypothesen oder Theorien extensive Falsifikationsversuche durchführte, um nur relativ bewährte Resultate der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorzulegen. Aber auch, da sich dies nicht in idealer Weise realisieren läßt, ist um die Zukunft nicht zu fürchten: Es gibt heute in der Meroitistik gute Möglichkeiten, vorläufige Ergebnisse wissenschaftsöffentlich zur Diskussion zu stellen (z. B. und gerade in den Meroitic Newsletters); und es gibt genug kritische Kollegen, die die Falsifikationsversuche gerne übernehmen, die der Autor selbst unterlassen hat. Damit sind wir bei Gedankengängen angelangt, die als Motto über meinem Abschnitt 2 stehen sollen.

2. Einige Bemerkungen zur meroitischen Grammatik

Wann immer wir ... glauben, die Lösung eines Problems gefunden zu haben, sollten wir unsere Lösung nicht verteidigen, sondern mit allen Mitteln versuchen, sie selbst umzustößeln. Leider handeln nur wenige von uns nach dieser Regel. Aber glücklicherweise werden andere gewöhnlich bereit sein, Kritik zu üben, wenn wir es selbst nicht tun.

K. R. Popper

2.1. Zum Problem der aktuellen Materialbasis

Gleichviel, ob man mit strukturanalytischen Discovery Procedures arbeitet oder ob man die strukturanalytische Methode lediglich bei der Überprüfung einer Hypothese bzw. Theorie anwendet, in jedem Fall besteht eine Abhängigkeit zwischen dem Grad der Gültigkeit der gewonnenen Ergebnisse und der verfügbaren bzw. benutzten Textmenge, aus der die Ergebnisse gewonnen sind bzw. an der die Hypothese bzw. Theorie überprüft wurde. In dem von F. Hintze angezogenen Satz von M. Bierwisch (I. 2.1.) ist¹ von einer „genügenden“ Zahl von Gegenüberstellungen die Rede, die eine vollständige Erfassung einer Sprachstruktur ermöglicht. Was aber ist im Falle des Meroitischen eine „genügende“ Zahl? Wenn man sich nicht auf das begrenzte Ziel der Erschließung der Grammatik der Totentexte festlegen will, sondern die gesamte Grammatik des Meroitischen erschließen will, so weit sie in den überlieferten Texten enthalten ist, bieten die Totentexte sicher oft keine „genügende“ Zahl von Belegen. Selbstverständlich ist es legitim, sich in einem ersten Schritt der Erschließung auf geringes, aber dafür relativ leicht analysierbares Material wie die Totentexte zu beschränken. Jedoch muß man im Auge behalten, daß Entscheidungen hier oft nur vorläufig gefällt werden können. Statt also nach allen Regeln der Kunst unter den alternativen Lösungen eine einzige herauszufiltern, die bei der Erklärung der Totentexte um geringes besser ist als alternative Lösungen, dürfte es sich empfehlen, alle mehr oder weniger akzeptablen Lösungen, die sich finden lassen, vorläufig einfach zu notieren, um erst später an umfangreicherem Material die Ausfilterungsverfahren anzuwenden. Z. B. ist es bisweilen einigermaßen mißlich, bei der Bestimmung von Schnittstellen mit strukturanalytischen Discovery Procedures zu entscheiden, welche Elemente die geringste Kombinationswahrscheinlichkeit haben (II. 1.2.) Ist für endgültige Entscheidungen in allen Fällen die Materialbasis, im Hinblick auf die gesamte Grammatik des Meroitischen, breit genug? Ebenso problematisch ist – auch wenn die Ergebnisse zunächst noch so plausibel erscheinen – die Anwendung des Einfachheitskriteriums als letzter Instanz (z. B. III. 5.5., oder die Tabelle der Verbalformen, IV. 3.5.5.). Eine Erklärung, die für die Grammatik der Totentexte einfach ist, kann sich für die Grammatik aller meroitischen Texte als kompliziert erweisen.

2.2. Zum „Artikel“ *-li*

Ich erkenne gerne an, daß F. Hintzes Erklärung der Funktion des „Artikels“ *-li* (in der „Genitiv“-Konstruktion der Deskriptionssätze) erklärungsstärker ist als meine eigene (Schenkel 1973c) und daher dieser vorzuziehen ist; entscheidend sind die verschiedenen Konstruktionen mit *L-te*, für deren Konstruktion mit oder ohne *-li* F. Hintze eine Erklärung geben kann (II.3.4.; 3.5.), die in meiner eigenen Erklärung nicht möglich sein dürfte.

In der Frage, ob die drei von F. Hintze unterschiedenen *-li* (*-li₁*, *-li₂*, *-li₃*) zu identifizieren sind, kann man, je nachdem, welcher Methode man sich bedient, u. U. durchaus anders verfahren, als F. Hintze aufgrund der Anwendung von strukturanalytischen Discovery Procedures verfahren zu müssen glaubt (II. 3.7.). Nach der oben Abschnitt 1 von mir angegebenen Forschungsstrategie ist es legitim, sofern man auch nur vermutungsweise einen gemeinsamen Nenner für die Elemente *-li* in den ver-

schiedenen Konstruktionen angeben kann, von der funktionellen Einheit aller drei Elemente *-li* auszugehen: bewährt sich dieser Ansatz im Überprüfungsverfahren, so gilt die Einheit bis auf weiteres als bewährt; wird der Ansatz falsifiziert, kann man immer noch auf die Alternativlösung verschiedener Elemente *-li* ausweichen. Ob man von der Einheit oder der Vielheit ausgeht, ist gleichgültig: das Überprüfungsverfahren kann in jedem Fall die zunächst angenommene Lösung falsifizieren und dann zur – wiederum vorläufigen – Annahme der Alternativlösung zwingen. Aus praktischen Überlegungen ist es in jedem Fall natürlich günstig, die Belege für *-li* von vornherein nach ihren Kontexten fein zu sortieren. – Das gilt z. B. auch für die Frage, ob das „Genitiv“-*s* identisch ist mit einem *-s*, das an isolierten Wörtern angehängt ist. (Z. B. ist dies denkbar, wenn *-s* etwa ein Pronomen „sein“ o. ä. ist.) Übrigens habe ich mich (Schenkel 1973b) in dieser Frage entgegen der Meinung I. Hofmanns (Hofmann 1974b) durchaus nicht endgültig auf die Identität festlegen wollen und gerade aus diesem Grund die Belege von *-s* (bzw. *-yos*) nach ihrem Kontext sortiert.

2.3. Zur Funktion des Infixes *-qe-*

Der Vorschlag von N. Millet/A. Heyler, die Setzung des Infixes *-qe-* habe mit der Kompliziertheit des Satzes zu tun, erscheint durchaus attraktiv. Dagegen ist die Interpretation dieses Sachverhalts mit der „Tiefenhypothese“ V. Yngves (II. 5.2.) problematisch. N. Chomsky hat nämlich V. Yngves Regel, daß Linksexpansion, die die Satztiefe vergrößert, das Verständnis erschwere, dahingehend eingengt, daß dies nur für selbsteinbettende Konstruktionen gilt (Chomsky 1961, 13). Tatsächlich aber handelt es sich in den meroitischen Sätzen kaum um Selbsteinbettung, so daß also auch kein Anlaß bestünde, durch zusätzliche Morpheme wie *-qe-* die Verständlichkeit des Satzes zu erhalten. Wie dem auch sei: der gesamte Fragenkomplex wäre neu zu durchdenken, und ich möchte deshalb vorerst auch davon Abstand nehmen, auf meinen eigenen Vorschlag, der ohne die „Tiefenhypothese“ auszukommen versucht (Schenkel 1973a), noch einmal einzugehen, womit ich allerdings in keiner Weise bezwecke, mich unausgesprochen für meinen eigenen Vorschlag stark zu machen.

Anmerkungen

¹ Siehe dazu van de Velde 1974; beiläufig sei angemerkt, daß die Vermutung van de Veldes, primär induktive Methoden seien vornehmlich für die Erforschung schlecht bekannter Sprachen geeignet (van de Velde 1974, 97; 116) u. a. auch durch die im folgenden darzustellenden meroitischen Erfahrungen nicht bestätigt wird.

² Vgl. z. B. grundsätzlich: I. 2.3., „Wirklichkeitsausschnitt“, vgl. noch I. 3.1.; I. 4.5. – Hinweis auf die Rolle der Semantik; II. 2.1. „Erfahrungswerte“.